

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

260 (7.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 7. November

des „Volksfreund“

Nummer 260 — 1914

## Das Genfer Bureau für Gefangenenbriefe.

Der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ wird geschrieben: Dicht an den grauen, gemauerten Wällen der Altstadt Genf auf dem Hügel über dem See, aber nach der Ebene hin, in die sich die moderne Stadt ausgedehnt hat, führt wie der Rand der neuen Welt eine Straße, an der sich Staatsgebäude erheben, und dahinter schließt sich ein prächtiger öffentlicher Garten. Die Universität steht still vor jenen in dieser lauschigen Umgebung und die warme und gütige Herbstsonne spielt in den Morgenstunden, in denen ich den Zauber dieser reichen Umgebung genoss, über das schlauflustige Antlitz von Karl Bogt, dessen Wüste vor der Freitreppe der Hochschule steht und dem ein Karl Marx in seiner bekannten Schrift voll heiligen Zorns und überlegenen Hohns so übel mitgespielt hat, als jener die dazu wirklich nicht geschickten Hände in die Arbeiter- und Flüchtlingbewegung der fünfziger Jahre stecken wollte. Unter den Staatsgebäuden an der neuen Straße liegt bezaubernd und fesselt zugleich ein kleines Museum: l'Athénée; nach ihm ist der Weg benannt. Aber an dem Eisengitter vor seinem klassischen Säulenportikus sind jetzt keine Besuchsstunden und Kunstschätze angeordnet, sondern ein großes Schild mit dem roten Kreuz verkündet, daß der Weltkrieg auch in dieser stillen Ecke Umwälzungen vollbracht hat. Hier arbeitet die große Zentralstelle, die manches Leid und vielen Kummer dieser furchterlichen Katastrophe lindern will: das Ermittlungsbureau für Kriegsgefangene, das das Internationale Komitee vom Roten Kreuz eingerichtet hat, und zwar mit Unterstützung aller kriegführenden Staaten.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz ist sonst nur eine Austausch- und Sammelstelle für alle Erfahrungen und Einrichtungen des Kriegsjahreswesens aller „zivilisierten“ Staaten. Es fördert die Verwundetenfürsorge für den Krieg, studiert und verbreitet ihre besten Methoden und hat im letzten Balkanrieg auch tatkräftig in die dort sehr im argen liegende Versorgung der Verwundeten durch eine eigene Expedition von Ärzten, Pflegerinnen und Apparaten eingegriffen. Der deutsche Verein vom Roten Kreuz, der in Frankfurt sowohl die Rotkreuzpflege als auch die Kriegsunterstützung mitbearbeitet, ist dem Internationalen Komitee ebenfalls angeschlossen. Aber außer diesen nützlichen und leider notwendigen Werken draußen in der blutigen Welt von jetzt beruht das Komitee noch ein anderes großes Hilfsunternehmen zu organisieren: den Nachrichten- und Besuchsdienst zwischen den Kriegs- und den Zivilgefangenen aller am Weltkrieg beteiligten Länder und ihren Angehörigen daheim. Es will seine Hand dazu bieten, die deutschen und österreichischen Gefangenen in Feindesland und umgekehrt die französischen und englischen Gefangenen in Deutschland für ihre Lieben daheim rascher ausfindig zu machen und sie mit ihnen in die erlaubte Verbindung zu setzen.

Die Grundlagen dazu liefern die kriegführenden Regierungen und die Familien der Gefangenen. Die Regierungen schicken an das Bureau die amtlichen Register der Gefangenen, ob sie gesund oder verwundet sind, und im Genfer Bureau in der schönen, stillen, stillen Stadt, gegen ordnen sorgende Hände in großen alphabetischen Registern, was der grausame Kampf an mitleidigen Menschen in die Gewalt des Gegners geworfen hat. Die Angehörigen der Vermissten hinterlassen schreiben möglichst genau an das Bureau (Rue de l'Athénée Nr. 3, Genf, Schweiz), was sie von der Truppenzugehörigkeit und dem letzten Aufenthalt ihrer Kriegsteilnehmer wissen. Mindestens sollen sie mitteilen: Namen, Vornamen und Rang des Soldaten, seine Truppengattung und die Stellung in ihm, seine Markennummer, Datum und Ort, wo er zuletzt gesehen, gefangen oder verletzt wurde, sowie genaue Adresse des Abwenders. Aus der Verbindung der beiderseitigen Angaben der Regierungen und der Angehörigen wird dann möglichst schnell der Aufenthalt des gefangenen Gefangenen zu ermitteln gesucht und die Uebermittlung von Geld, Kleidungsstücken oder Tabak, vor allem aber von Briefen, übernommen. Auch ohne noch der genaue Aufenthalt ermittelt ist, kann schon Geld und andere Habe, jedenfalls briefliche Nachricht für den Gefangenen in offenem Briefe eingeklemmt werden. Das Genfer Komitee hebt alle diese Dinge gut auf, um sie sofort nach Ermittlung der Adresse weiterzuleiten. Es besorgt auch die Uebersetzung der Briefe in die Sprachen, die jede Regierung für die Korrespondenz ihrer Gefangenen vorschreibt. Wenn es wahr ist, daß nach Frankreich auch deutsch geschriebene Briefe eingelassen werden, was mir ein freiwilliger Mitarbeiter des Büros versicherte, so wird wahrscheinlich auch Oesterreich nicht formularmäßig verfahren und gern auch fremdsprachige Briefe durchlassen, die ja ohnedies am Abgangs- und Empfangsort nochmals kontrolliert werden, damit keine Entweichungsversuchungen angezettelt werden können. Dadurch würde mancher peinliche Aufenthalt und Umstand für die unglücklichen Beteiligten vermieden. Selbst wenn einmal der wahrhaftig nur als deutschfeindliche Erfindung in Genf folterte Streich durchginge, daß ein gefangener Franzose um es mit seinen Wächtern nicht zu verderben, im Text seines Briefes die deutsche Verpflegung gelobt, aber als einen vorzüglichen Bestandteil seiner Namensunterschrift den Zusatz durchgeschmuggelt hätte: Jean creve de faim (Nobann platzt vor Hunger) ... Unsere Gefangenenkost mag knapp sein, da wir uns selbst sehr zusammennehmen müssen, aber zu verhungern braucht keiner!

Das Ermittlungsbureau besorgt alle Arbeiten durchaus umsonst. Es ist keinerlei Gebühr für seine Tätigkeit zu entrichten, wenn natürlich auch Gaben für den einen Zweck sehr willkommen sind, so auch die hohen

Schichten von Briefmarken aller Länder, die schon einfließen und die sorgfältig sortiert und verwertet werden. In der Hauptsache werden nämlich die Kosten der ganzen Einrichtung aus freiwilligen Zuwendungen bestritten. An öffentlichen Zuschüssen erhält das Genfer Komitee nur die Räume, die bald unzulänglich sein werden, von der Stadt Genf gratis gestellt und in allen beteiligten Staaten genießen seine Korrespondenzen völlige Postfreiheit. Sollten die Kriegführenden da nicht jeder aus seinen Kriegsanleihen einen hübschen Bogen abgeben und in die stille Straße nach Genf zur Beförderung der schönen Arbeit für die Menschlichkeit, die da nachträglich wenigstens geleistet wird, schicken? Auch die Schweizer Bundesregierung hätte wohl die Pflicht, Kräfte und Mittel beizustellen und organisieren zu helfen.

Denn was die schrecklichen Wirnisse der bisherigen Kämpfe schon für Jammer in den Menschenherzen aller Länder angerichtet haben, das sah ich auf einem Rundgang durch die Räume des Bureaus, auf dem mich der Abteilungsleiter, auch ein freiwilliger Helfer, der Milhauser Kaufmann Max Dollfus, mit freundlichen Erläuterungen begleitete. In dem Anmeldebureau Rue de l'Athénée Nr. 3 stehen sie in einem kleinen, finsternen Parterreräumchen um den winzigen Anmeldebüchse gedrängt herum, die alten Eltern mit umflorten Widen, die junge Frau mit dem Kinde an der Hand, dessen Vater sie sucht, der jüngere Bruder, der ängstlich gespannt auf die Fragen horcht, die den anderen gestellt werden, und der schüchtern auf das Darankommen wartet. In den von Helfern überfüllten Nebenräumen werden Telegramme gefächelt und registriert, Kassengebühren erledigt und Schreibmaschinen klappern. Zufällig kann ich die Erledigung eines deutschen Telegramms fördern helfen, das mir als Probe gezeigt wird, weil ich als Deutscher den Irrtum aufzuklären vermag, das Kadebeul-Dresden kein Familien- und Ortsname, sondern zwei Ortsnamen sind. Flüssen hier mehr öffentliche Mittel zu, so könnte mancher beschäftigungslose Kaufmann gegen Entschädigung, die in geringer Höhe bisher nur die Tippfräulein erhalten, und auch anderer Orts- und Sprachkundige mehr eingestellt werden. Es würde wieder das hohe Verdienst noch die überreichlich vorhandene Arbeit der freiwilligen Helfer mindern, deren selbstlose und opferbereite Hingabe über jedes Lob erhaben bleibt.

In den ausgeteerten Räumen des zweiten Lokals, des kleinen Museums, in denen bisher Kunstwerke ihr vom Streite der Welt so entferntes Dasein träumten, stehen jetzt in zwei Stockwerken lange, einfache Arbeitstafeln, an denen über hundert Helfer die Listenführung, die Brieföffnung und Briefsendung sowie die Korrespondenz mit den Angehörigen besorgen. Das untere Stockwerk bearbeitet die Zivilgefangenen, das obere die Kriegsgefangenen. Die Registrierungsarbeiten der Kriegsgefangenen sind natürlich früher da als die der Zivilgefangenen, an deren Registrierung man in den kriegführenden Ländern erst langsam kommt. Der Krieg und seine Opfer erheben vom militärischen Standpunkt die erste Aufmerksamkeit. Da werden kleine Berge von Anfragen aufgearbeitet. Der Briefeintritt beträgt täglich jetzt etwa 3000 bis 4000 Stück. Das Namensregister der nach ihrem Aufenthaltsort nunmehr beim Komitee bekannten Kriegsgefangenen in Frankreich, England und Deutschland umfaßt etwa 20 000 Adressen. Aber die fürchterliche Kriegsanzahl mehren jeden Tag den Berg von verhängnisvollem Unglück, der zu bearbeiten ist. Schon gehen täglich Geldsendungen im Gesamtbetrag von nahezu 1000 Franken aus dem Bureau an Gefangene. Die Pakete mit Liebesgaben aus treu sorgenden Händen mehren sich. Dabei hat man den Austausch der nicht militärischen Zivilgefangenen abgezwängt und einem Bureau in Bern überlassen, das dieser Tage die ersten Transporte, namentlich von Frauen und Kindern, bewerkstelligen will, wenn der Schweizer Bundesrat von den kriegführenden Hauptstaaten die Einwilligung zur Heimsendung der Festgehaltenen erlangt hat, die sich leider immer noch nicht darüber einigen können, ob man das 50. oder das 60. Jahr als Mindestgrenze für die Zurückhaltung der nichtdienstpflichtigen Männer nehmen soll.

Durch die nüchternen Räume des Genfer Komitees flutet eine ganze Welle menschlichen Jammers, aber auch rührender und herrlicher Menschenliebe, die gutzumachen sucht, was sich in diesen Tagen gutmachen läßt. So löst ein Gegenpaß den anderen aus, auch in diesem entsetzlich blutigen Ringen der Völker. Und es war eines der packendsten Dokumente dieser über alles Kriegsunglück aufsteigenden Flut schönster menschlicher Seelenäußerungen, was mir der Leiter des Bureaus vor meinem Abschied zeigte: den Brief eines kleinen französischen Bauern aus dem weltvergesenen Neste, der sich mühsam mit Hilfe eines ungeschickten Schreibers auf der Vorderseite eines desselben Briefblattes wegen seines vermögten Sohnes an den Schweizerischen Bundespräsidenten und an den deutschen Kaiser wendet. Er redet diesen mit Stre an, beschwört ihn, nach seinem einzigen, zwanzigjährigen Jungen zu suchen und ihn an die Grenze zu schicken, damit ihn die Mutter, die kleine Bäuerin, die aus Angst und Sorge stirbt, unarmen kann ... Du ungeründliches, in deinem Haß und deiner Liebe, in deinen kindlichen Einfällen und deinen fürchterlichen Entladungen ungeründliches Menschenherz!

### Aus Deutschland hinausgefungen.

In dem amerikanischen Wochenblatt „Colliers Weekly“ beschreibt Crozier Long eine Reise durch Deutschland zur Zeit der Mobilmachung auf diese amüsante Weise: „Das schrecklichste im Kriege ist das Singen.“ — Im Krieg man findet das in das schrecklichste der Schrecken.“ So

schrieb der verstorbene Schriftsteller Paul Heyse. Nachdem ich nach fünfundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt durch einen Sturm von Kriegsliedern die holländische Grenze erreicht habe, muß ich gestehen, daß Heyse recht hatte. In der Nähe von Birrballen hörte ich, daß sieben Russen von der Grenzpatrouille verbrannt seien; es machte keinen Eindruck auf mich. Auch wird es, glaube ich, die unermessliche Fünfmillionenschlacht nicht fertig bringen. Aber ich werde es meinen Lebtag nicht vergessen, wie Deutsche ihre Kriegslieder sangen, während der Zug des Botenführers Goiden, des Führers ihrer Feinde, langsam der neutralen Zone Hollands zustrebte. Während sechs Stunden, nachdem ich Berlin verlassen, sah ich nur wenig, was auf Krieg hindeutete. In Döberitz sah ich 20 Flugmaschinenrahmen auf einem Saufen am Bahnhof liegen. Sie sahen aus wie Kogengerippe. Ich sah Züge mit uniformierten Reservisten ostwärts dampfen. Die Züge waren mit grünen Zweigen und höhnischen Inschriften versehen. Die Soldaten hatten an den Türen ihre Ansichten über Frankreich und Rußland angekreidet. „Man stelle sich vor“, sagte der belgische Minister Beyens, „ein Deutscher würde in Friedenszeiten mit Kreide etwas an einen Bahnwagen schreiben!“ Krieg bringt Freiheit!

Als die Deutschen zu singen anfangen, glaubte ich zuerst, daß es gar keinen Krieg gäbe. Sie sangen zuerst, wie ich glaube, in Hannover. Unser Zug hielt an einem dicht mit Reservisten in Zivil besetzten Perron an. Jeder trug eine nette Pappschachtel mit Nahrungsmitteln und Effekten. Dann begannen die Reservisten, blasse Rodenangelegte und Clerks, zu singen, wie nur Deutsche singen können. Sie sangen „Die Wacht am Rhein“, das schrecklichste aller Kriegslieder, im Vergleich zu Frankreichs „Marseillaise“, eine Stahlstange gegen den Papier. Nach Hannover sangen die Deutschen während der ganzen Fahrt. In Buntorf, unserer nächsten Haltestelle, sangen uns die Mädchen vom Roten Kreuz an. Das war noch schrecklicher. Es war stockfinstern. Hinter der den Perron abschließenden Barriere drängten sich Buntorfs gesamte Bevölkerung. Auf dem Perron standen 200 Mädchen so nahe an dem Zug, daß ihr Atem die Fenster berührte. Der Wagon, in welchem ich mit dem Korrespondenten des „Standard“ dinierte, hielt gerade der singenden Gruppe gegenüber. Zuerst machten die Mädchen keine Demonstration. Kläglich klagte es sich herum: „Der englische Botenführer!“

Die Mädchen begannen zu singen. Sie sangen eine halbe Stunde lang „Deutschland, Deutschland über alles“ nach der Haydn'schen zu Herzen gehenden Weise. Glatte Wiederholung ohne auch nur Atem zu schöpfen. Sie sahen die „Wacht am Rhein“ folgen, die sie dreimal sangen. Unser Zug fuhr dann weiter. Die Mädchen winkten ironisch mit den Händen. Sie hielten vollkommene Ordnung. Doch der feingedrückte Gesang, die hohhaften, jargonischen Gesichter und die letzten verächtlichen Bewegungen der Hände! Ich werde es nie vergessen. Diese ganze Nacht hindurch hörten wir, wo immer wir an Wegstationen anhielten, aus disziplinierten Reihen, daß „Deutschland über alles in der Welt“ sei und dann, daß die Wacht am Rhein „fest und treu“ stehen werde. Ehrlich und treu! Mir kam der Wunsch, die Menge möchte Steine werfen oder den Zug überfallen. Aber jede halbe Stunde erscholl das gewaltige Singen. Eine Ausnahme bildete die letzte Station, die wir vor der holländischen Grenze passierten ... So wurden wir aus Deutschland hinausgefungen ...

### Was ich in London sah u. hörte.

Von Carlos Rimassa.

Als am 8. September die deutschen Truppen ihren Marsch nach Paris aufgaben, trat Siegeszuberst in die Herzen der Londoner. Selbst Mr. Bottonley, der Herausgeber des „John Bull“, der von etwa zwei Millionen Menschen gelefenen Wochenschrift, hielt jetzt die Zeit für gekommen, um ein kleines Geschäftchen zu machen. Bis dahin war er zugunsten seines Geldbeutel's kriegsfeindlich bis ins Herz gewesen und hatte durch seinen Artikel „Zur Hölle mit Serbien“ böses Blut in dem größten Teile der Londoner Arbeitererschaft erregt. Kriegsfeindliche Versammlungen fanden statt und ein kleiner Aufstand war nur noch eine Frage der Zeit. Da kam der Umschwung. „John Bulls Schlachtru“ lockte Tausende in das „London Opera House“, das bis auf den letzten Platz gefüllt wurde. Nach der üblichen Erwähnung Attilas und seiner Sunnen kam Mr. Bottonley auf die englischen Friedensbedingungen zu sprechen. Seiner Meinung nach waren nur die folgenden möglich:

1. Aushändigung sämtlicher deutschen Kriegsschiffe an England.
  2. Bezahlung einer hohen Kriegsschadigung.
  3. Die Aufteilung des Deutschen Reiches in die verbleibenden Staaten, wie sie im Jahre 1866 bestanden.
  4. Die Verbannung des Kaisers.
- Nachdem der stürmische Beifall sich gelegt hatte, lud er alle anwesenden jungen Männer ein, sich sofort der siegreichen englischen Armee anzuschließen. Nur einmal im Leben hätten sie eine so billige Gelegenheit, nach Berlin zu kommen. Ungefähr 200 Stellunglose folgten dieser freundlichen Einladung.
- Nirgends in London kann man der Werbetrommel entgehen. In den Lichtspielhäusern wird nach jeder einzelnen Vorstellung von einer Sängerin das Werbesied „Dein König und Dein Land braucht Dich“ gesungen. Zur gleichen Zeit erscheint an der Leinwand die Werbebedingung, die besonders die tägliche Löhnung von 1,25 Mk., 3 Wochen Ferien und die berühmten freien „Wochenenden“ hervorhebt.

\*) Der Verfasser, ein italienischer Staatsangehöriger, hielt sich in den letzten Monaten in London auf und hat es vor einigen Tagen ungeschindert verlassen. D. Red.

den Hoch-  
e Schnee  
werden nicht  
eiden haben  
Bollfaden  
fonders ge-  
von Frau  
Sie wetz,  
die als  
Ghor war  
H. W.  
und Ge-  
recht. An-  
de Kallu-  
guet. An-  
Käber,  
Hr. Ende  
Kadlinger  
a. Weiber.  
Hialeis,  
410 Wc.  
Bepi, ein  
u. Selu.  
Friedrich  
Anfang  
Wahl-  
best. An-  
ubiert.  
Anfang  
Wina von  
Wien von  
9. 10. 11.

Der junge Mann, der dieser Lokung entronnen ist, fällt beim Verlassen des Theaters den Suffragetten in die Hände, die jetzt die einladende Aufschrift „Women engagement corps“ auf einer Armbinde tragen. Auch ich wurde von einer dieser Frauen, als ich gerade einen Autobus besteigen wollte, am Arm gepackt und wieder auf die Straße befördert. „Sie dreier Feigling, warum sind Sie noch kein Soldat?“ war ihre lebenswürdige Anrede. Meine Antwort, die ich nicht wiedergeben brauche, zeigte ihr sogleich, daß ich kein englischer Pantoffelheld war. Ich bestieg darauf unbehindert den Autobus.

Die Anstrengungen der Regierung zeigen zur Genüge, daß der Zulauf zur Fahne nicht in dem gewünschten Maße stattfindet. Wenn Lord Kitchener tatsächlich eine größere Anzahl Freiwilliger zusammen bekommen hätte, so ist daran hauptsächlich die fürchterliche Stellenlosigkeit in England schuld. Die Tätigkeit der „Emden“ und der „Karlsruhe“, sowie der Fall Antwerpens hat London wie ein Unwetter getroffen. Kontore, die früher hundert Angestellte hatten, arbeiten jetzt mit zehn. Viele Läden haben sämtliche Angestellte entlassen oder nur noch wenige behalten. Die Theater und Restaurants haben entseßlich gelitten, da die Zeppelein fürcht die Londoner Straßen vollkommen verdunkelt hat und daher der größte Teil der Bevölkerung das Haus nach Dunkelwerden nicht mehr verläßt. Die Straßenecken sind noch spärlich beleuchtet, um den Wagenverkehr aufrecht halten zu können. Im übrigen sorgt die Polizei mit Strenge für die Aufrechterhaltung der Dunkelheit. Die Schaufenster dürfen keine Außenlampen mehr brennen haben, die Innenlampen müssen abgedunkelt und außerdem noch durch Herunterlassen der Sonnendächer unschädlich gemacht werden. In den Privathäusern darf kein beleuchtetes Fenster ohne Vorhang sein. Ich erinnere mich da gerade eines kleinen Vorkalles, der so recht die beschränkte Eigenständigkeit des sogenannten freien Engländer bezeugt. Es kommt ein Schutzmann zu dem Besitzer eines Wirtshauses und fordert das Auslöchen einer Lampe an der Eingangstüre. Ein beleidigtes Brummen ist die Antwort. Der Schutzmann, gutmütig wie alle diese „Bobbies“ sind, holt einen Stuhl und lösch das Licht eigenhändig aus. Kaum hat er den Rücken gewendet, als das Licht von neuem erscheint. Der Schutzmann kommt wütend zurück und fordert Erklärung. Der Wirt, im vollen Bewußtsein seines freien Bürgerrechts, stemmt beide Arme in die Hüften und sagt: „Was wollen Sie eigentlich, sind Sie etwa der Kaiser?“ 200 Mk. hat ihn dieser Scherz mindestens gekostet. Dieser gute Mann ist nun nicht etwa eine Ausnahme. Mit Mühe und Not gelingt es der Regierung, den Reuten heizubringen, daß jeder einzelne Bürger im Kriege etwas von seiner Bequemlichkeit abzugeben hat. Hunderte von Briefen laufen täglich ein, die Beschwerden über die Gefährlichkeit der Straßen enthalten, da alle Autobusse ohne Vorderlicht fahren müssen und nur mit einer winzigen Lampe im Innern erleuchtet sind. Auch Straßenbahnen und Radfahrer führen keine Laternen. Die Tätigkeit der Scheinwerfer, die allmächtig den Himmel nach Zeppelein abhuchen, ist eingestellt worden. Die Zeitungen haben die Regierung überzeugt, daß die Scheinwerfer die Zeppelein eher anlocken als abschrecken würden.

Die neueste Anstrengung der Regierung zur Verteidigung der Stadt besteht in einem großen Plan, das über die ganze Vorderseite des Mansion House, des Rathhauses, ausgespannt ist. Es lautet:

Bürger Londons!  
Könnt ihr alle schießen?  
Wenn nicht, lernt es, ehe es zu spät ist.  
Unterricht frei.  
Der Lord Mayor von London.  
(„Frankf. Ztg.“)

## Aus feldpostbriefen.

### Keine Unterschiede im Felde.

Die Frau eines Wiener Genossen, der als Soldat mit gegen die Russen steht, stellt dem „Rechtswörter“ einen interessanten Feldpostbrief zur Verfügung, dem wir folgendes entnehmen:

Selbst ist, wie man sich im alles schickt. Gestern im fremden Regen draußen, heute hier im Café, das Du Dir freilich nicht wie unsere vorstellen darfst. Der obligate — verzeihe — Dreißiger überrollt entgegen. Und doch: auf dem Tische vor mir liegen Zeitungen, eine Schale Tee, Zigaretten. Und dies alles erscheint, so selbstverständlich, genau so, wie wenn man hin und wieder ein warmes Strohlager erobert, aus dem uns die Hitze trotz energischer Solidarität nicht hinwegzutragen vermögen.

Sobald eruchte ein Oberleutnant, ob eine Zeitung vor mir frei wäre. Der Krieg nivelliert vieles und manche Gegensätze schmelzen. Köstlich ist auch die Zusammenlegung der Truppenenteile, wie ich Dir gleich erläutere will. Zum Beispiel hatten wir gestern bei einer kleinen Zwangsstatt eine politische Debatte. Der Leutnant, ein Deutschnationaler, zugleich Großindustrieller, ein Corporal, im Jüdischen Schloßverwalter, ein Zugführer, Postbeamter, und ich. Wir sprachen über Sozialpolitik, zielten mit unsern Ansichten nicht zurück, sprachen pro und contra — bis der Marsch angeordnet wurde. Du siehst, daß die anfängliche Stumpfsicht gebrochen ist. Aber bei unserm Gespräch waren die Chocagen- und sozialen Unterschiede verwischt, wir galten alle als gleichberechtigt. Und daß dies so ist, wird viel beitragen zu einem glücklichen Ausgang, der für uns alle zweifellos gilt. Erwähnen will ich nur, daß wir täglich auf neue die Landkarte Europas verändern, Belgien, Rußland und Serbien aufteilen und Rußland überhaupt stark verkleinern.

Sobald plauderte ich mit einem deutschen Feldwebel, der mir erzählte, wie er sich einen Kofakensabel erbeutete, den er statt seines abhanden gekommenen trägt. Ueberhaupt die Deutschen! Die können nicht besagt werden. Ich war feige, wie eine deutsche Flugabwehrung abgeladen wurde. Alles Sumo! Diese Dämonen, dieses Zusammenarbeiten! Nein, die Deutschen können nicht besagt werden. Und auch wir nicht, von denen die ein wenig kühnen Deutschen gefangen sind, natürlich nur physisch. Sie wundern sich über die Wärme, mit der wir sie überschütten und die sie mit Enthusiasmus für uns erwidern. Nun läßt der Feldwebel, von dem ich erfuhr, daß er Professor in einem Kolonialgeschäft sei. Er interessiert sich für den Handel, mit den Zentralen. Gestern noch im Gelede mit Kofaken — heute wieder die Presse, worin er dem Auslands-Handel studiert. Nein, die Deutschen sind für alle Ereignisse unbeeinträchtigt. Dieses Gefühl trägt nicht und wird uns wieder nach Rußland tragen — und schließlich auch nach England. Dieser Krieg! Und Frankreich!

Oftmals, wenn mein Blick auf eine Zeitung fällt und ich lese: „Der russische Krieg“ oder irgend einen Schlachtbericht, glaube ich zu träumen. Dies im Jahre 1914? Diesen Gedanken haben viele schon zu mir ausgesprochen. Dies auch am Marsche, wenn wir die Bilder des Krieges deutlich sehen. Und doch die Frage: 1914? Ist dies alles Wirklichkeit? —

### In vorderster Linie.

Aus reiner Langeweile verzeichne ich meinen letzten Briefbogen. Wir liegen nun schon wieder den dritten Tag im Schützengraben. Wahrscheinlich werden wir heute nacht abgelöst. Alle drei Nächte in der Dunkelheit schlief ich im Walde bis an den Waldbrand, und dann trieb jede Gruppe, weit ausgebreitet, auf allen Bieren, ohne ein Wort oder ein Geräusch in den Schützengraben. Sobald die drüben etwas hören, pfeift auch schon. Das letzte Mal wurde uns ein Unteroffizier angepöbeln, Schultergeschuß. Im Graben stehen dann vier Mann von jeder Gruppe Posten, die anderen vier trachten in die Deckung. Alle zwei Stunden wird abgelöst. Es schläft so leicht keiner. Jeder spannt wie ein Biest auf jedes verdächtige Geräusch, und wenn man etwas bemerkt, wird sofort auf's Korn genommen. Ein Schuß, und es ist verschwunden — oder es war ein Busch oder Baumstamm, dem man im Finstern für einen Franzosen gehalten hat. Eine Hundekälte ist nichts. Am Tage stehen nur zwei Mann Posten, die anderen liegen im Graben und schlafen, spielen Karten oder lauen ein Stück trockenes Brot. Feuer darf natürlich nicht gemacht werden. Mit einer feldflache Wasser muß man drei Tage reiden. In Waschen ist nicht zu denken. Man fängt an, sich in seinem Dreck wohlzufühlen. Nachts kommt dann die Heißluft bis an den Wald heranzufahren. Drei Mann von jeder Truppe schleichen zurück und holen das Essen und den Kaffee. Den Magen kann man sich dabei nicht überlassen. Dann und wann pfeift einmal eine Granate. Dann trachten wir wie Maulwürfe in unserer Deckung, nur der Beobachtungsposten sieht. Nachts riskieren die Franzosen auch einmal einen Ausfall. Sie kommen bis an unser Drahtverhau, 60—70 Meter vor unserm Graben. Dann müssen sie schleunigst kehrt machen. Früh liegen dann noch ein paar tote mehr vor uns in den grünen Feldern, sehen mit den roten Hüfen gerade aus wie Mohntulpen. Manche Leichen liegen da schon seit 14 Tagen und verbreiten einen schauerhaften Gestank. Wenn der Wind von da herüberweht, ist es kaum auszuhalten. Aber sie werden nicht begraben; denn so wie wir uns vor dem Schützengraben sehen lassen, werden wir beschossen. Man wird auch ganz abgestumpft dagegen. Mit toten Franzosen beschäftigt man sich nur insoweit, als man ihren Tornister nach irgend etwas Eßbarem durchsucht. . . .

### Aus dem Bericht eines Sanitätshundführers.

Am 17. September trafen wir nach verschiedenen Irrfahrten und glücklich überstandenen Strapazen in B. gegen 10 Uhr früh ein, wofür das Generalkommando des . . . Armeekorps im Quartier sich befand. Meldung beim Generaloberarzt; dieser war sehr erfreut, daß nun endlich die Hunde eingetroffen sind. Wir wurden sofort der 1., 2. und 3. Sanitätskompanie zugeteilt. Die 1. und 3. Kompanie verblieb in B. Ich kam mit drei der Hundeführer zur 2. Kompanie, und wir sollten am selben Abend noch arbeiten, wurden aber vom Kompanieführer, Herrn Rittmeister B. zurückgeschickt, da nur überflüssiges Gelände abzusuchen war. Am nächsten Tage trat die 1. Sanitätskompanie in Tätigkeit, hatten gleich in der ersten Nacht gute Erfolge. Am 19. September rückten wir abends in ein anderes Quartier ab. Am 21. September ging es weiter. Am 26. September war nachts 2 Uhr Alarm, den ganzen Tag auf den Weinen und abends auf das Schlachtfeld. Wir mußten unsere Hunde an der Leine arbeiten lassen, da wir bis 400 Meter an die französische Stellung heranzogen. Freu (mein Hund) fand in kurzer Zeit fünf Scher- und zwei Leichtenwunden. Diese wunden sicher nicht gefunden worden sein, da sie sich vertrocknet hatten und schon seit 1 1/2 Tagen in dieser Lage sich befanden. R. fand durch seinen Hund sechs, R. und B. je drei Verwundete in schwierigstem Gelände. Die Gloden an den Hundemühen entfernt werden; ebenso durften die Hunde unter keinen Umständen bellen, da durch das geringste Geräusch wir selbst und unsere Kameraden wegen der kurzen Entfernung bis zur feindlichen Stellung in die schwerste Lebensgefahr gebracht worden wären. Es war dies angesichts der überragend nahen Feinde, die schonungslos auf alles schießen, keine leichte Arbeit, da unsere Hunde überaus temperamentvoll sind. Die letzten Nächte arbeiteten wir bei klarem Himmel und Halbmondlicht. Unsere Umrisse waren daher bei Nebelstreifen selbst geringer Geländebüden dem Feinde selbst aus weiter Entfernung sehr gut bemerkbar und wir hatten das Vergnügen, mit allerdings wirkungslosem Granatfeuer beehrt zu werden. Trotzdem führen wir unsere Aufträge ohne Jögern aus, da man selbst die größte Gefahr gewohnt wird. Die Herren Offiziere der Kompanie, sowie unser Herr Oberarzt, sind mit der Tätigkeit der Sanitätshunde sehr zufrieden und wir werden regelmäßig ganz nach vorn geschickt.

### Bei Mecheln.

Am 1. Oktober haben wir Mecheln besetzt und sind gleich in die Gefechtslinie gerückt. Wir haben uns dann unter heftigen Kämpfen langsam an das nächste Dorf herangearbeitet und dabei ganz außerordentlich geringe Verluste gehabt. Ich habe sogar mit einigen Kameraden, darunter dem einzigen 42-jährigen unter uns, zwei Verwundete im heftigsten Feuer zurückgetragen und bin heil durchgekommen. Schließlich fanden wir die belgischen Schützengräben verlassen. Das ist eine große Schmach für die Belgier und Engländer, uns hätte da niemand herausgetrieben. Am 4. Oktober haben wir dann drei Kilometer vor uns liegende Forts besetzt, auf dem Feldwebel Nombach und zwei Seppelanten als erste die deutsche Flagge hielten. Sie bekommen dafür das Eiserne Kreuz nicht unverdient. Wir haben unsere Aufgabe glänzend gelöst, die Belgier fürchten uns schwarze Teufel sehr.

Wir sind dann wieder nach Mecheln zurückmarschiert und haben dort Wein und Zigaretten genug bekommen. Meine neue Kofe ist beim ersten Gefecht von vorn bis hinten aufgeschpitzt. Ich werde mir mal die toten Belgier ansehen und mir alsbald eine neue verpassen. Das machen wir alle so, auch die Offiziere. Ueberhaupt macht es uns richtig Spaß, wenn es ernst wird und alles vollkommen gleich ausfällt. Offiziere und Mannschaften, wenn sie zusammen ein Stück Brotkruste und einen Schluß genussvollen Gänsewein teilen oder sich gemeinsam begierig um die Feldküche drängen. Denn verborgen können sie ja schließlich auch nicht. Für den weiteren Fortgang des Krieges sind wir alle sehr zuversichtlich.

### Ein Sangesgenosse in der Schlacht.

Lhorn, 3. 10. 14.

Lieber Artur!  
Jetzt endlich habe ich deine drei Karten erhalten, wer weiß noch die herumgeschickten sind. Deinem Schreiben nach scheint ihr noch zu singen. Acht lange Wochen sind nun schon ins Land, doch ich meine Weltreise angetreten habe, aber das Mundesbillet habe ich immer noch nicht abgekauft.

Lieber Artur! Eine Generalprobe habe ich mitgemacht. Dirigent: Hr. Hindenburg; Lokal: Tannenberg. Das hätte ich zu hören sollen, die vielen Wäse, 1. und 2. Maß, 1. Maß Ged.

geschick, 2. Maß Gerichte, da hätte man nur nicht viel von den Leuten. Verschiedene Grammophone (Wachstengelweber) hatte man mit dabei, die spielten den ganzen Tag. Am 26. August abends Schützengraben auswerfen, am 26. Artilleriebedeckung, am 27. zur Verhinderung der Schützengraben vor. Artillerie, als uns die ersten Pfeiler um die Ohren sausen und über uns die russischen Nagellisten plätschten, — da haben wir den Hut ausgezogen; als dann hieß: Gruppenweise vorspringen, heere mei Gütster, da kommtest du die alten Herren flühen sehen. Als meine Gruppe dran kam, hatte ich mein Testament gemacht, denn du weißt ja, wo ich bin, bin auch ich mit mang. Mein letzter Gedanke war bei euch, hoch und los ging. Ach, Ach, Ach, Ach, es durch die Luft. Drei Sprünge, da waren wir im Graben, der am Abend vorher verlassen worden war. Nun kam das schwerste Stück Arbeit, die nächsten 400 Meter bis zum andern Graben. Auch diesen Abschnitt nahmen wir unter die Schützengraben, einige kurze Sätze, schon waren wir drin. Am 28. mittags Signal: Pflanz auf die Pflanz! Die Epidemiel raus und drauf ging's mit Hurra. Die Fuchtwunden rühten ab oder hoben die Hände hoch. Die verschiedenen Eindrücke von dem Schlachtfeld kann ich dir nicht so schriftlich schildern, denn es war zu viel, das mache ich dann, sollte ich wieder nach Hause kommen, mündlich ab. Bis dahin bleibe ich Dein alter Krieger.

## Kleine Nachrichten.

Russische Quartiere. Mit was für Geräuschten der russischen „Kultur“ unsere armen Feldgrauen in D. in Bekanntschaft machen müssen, kann man einem Feldpostbrief entnehmen, das die Schließliche Zeitung veröffentlicht. Der Briefschreiber erzählt: . . . Die polnisch-russischen Dörfer sind entleert. Alle Häuser haben nur ein Zimmer mit Herd, da wohnen meistens sechs Männer, acht Frauen und 20 Kinder in einer Stube. Vieh haben sie auch drin. Vor allem kleines Viehzeug, das heißt greulich. Ich habe ein unerschrockenes Mittel, in sämtliche Enden Henselöl geschmiert, so bin ich der einzige Unangefressene und Ungegriffene. Wir lassen die Leute dann immer in die Scheune gehen und bewohnen ihre Scheune. Zuerst sämtliche Betten mit Gestell raus, dann bleibt nur ein wurmfressiger Tisch und fettige Ofenbank. Jetzt wird frisches Stroh geholt, das wird Bett, dann kommt ein mächtiges Herdfeuer. Gott sei Dank haben wir unser eigenes Geschütz in Gestalt von Viehdretern, Gabeln, Ernteböckern, Kochtöpfen, denn sonst wären wir vollkommen aufgeschmissen. Die Leute besitzen rein nichts als ihre schmutzigen Betten und Umhangen von Heiligenbildern; man glaubt es nicht, wenn man es nicht gesehen hat. . . .

Uebers Ohr gehauen. Ein gelegentlicher Mitarbeiter in D. erzählt erzählt der „Frankf. Ztg.“ folgendes anekdotische Geschichtchen: Graf Michael Karolyi, der, von Frankreich zurückgekehrt, sein Budapest Palais wieder bezogen hat, begogt auf der Treppe einem seiner alten Diener, der zu Beginn des Krieges eingekerkert war und wegen einer Verletzung auf dem südlichen Kriegsschauplatz einige Wochen Urlaub erbat. „Na, mein Sohn“, redet ihn der Graf an, „ich habe gehört, daß du dich heldenhaft benommen hast. Was willst dich gebieten. Was würdest du dir?“

„Aho, Euer Hochwohlgeboren, so viele Krieger, wie von einem Ohr zum andern Platz haben!“  
„Wird dich das nicht zu wenig sein?“  
„Ich begnüge mich schon damit!“  
Graf Karolyi willigt in die Sache ein und will gerade die Entfernung zwischen den beiden Ohren seines Dieners abmessen, als es sich herausstellt, daß dieser nur ein Ohr hat.  
„Wo ist denn dein zweites Ohr?“  
„Das, Euer Hochwohlgeboren, das habe ich bei Schabaz gelassen!“

### Ein Gedicht von Ludwig Frank.

(Entstanden im Februar 1908 nach einer in einem badischen Dorfe abgehaltenen Volksversammlung.)

Es wälzen sich auch in den fernsten Ort  
Die roten Umsturzwellen;  
In der Schenke lauschten die Bauern dem Wort  
Eines waterlandlosen Gefellen.  
Und als er erendete, da rang es sich schwer  
Aus der breiten Brust eines Alten:  
„Die armen Leute sollten mehr,  
Viel mehr zusammenhalten.“

Wie hat diese Mahnung zündend geklammert —  
Ein Blick aus düsterer Wolke!  
Das war kein „Geher“, die Lehre stammt  
Von dem „schlichten Mann“ aus dem Volke.  
Aus der Seele der Massen, dem ewigen Meer,  
Will sich der Schlachtruf gestalten:  
Die armen Leute sollten mehr,  
Viel mehr zusammenhalten.“

Sie geistelten euch mit der Beitsche der Not  
Und schlugen den Geist in Ketten —  
Da dämmert endlich das Morgenrot.

### Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können vor der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Vom Wahren Jacob ist fobien die 28. Nummer des 31. Jahrgangs erschienen und bringt aus Anlaß des 30. Todestages von Albert Dull ein gutes Porträt des sozialistischen Dichters und Philosophen nebst einer Würdigung seiner Persönlichkeit aus der Feder seines Biographen Dr. Ernst Ziel. Der Preis der Nummer ist 10 Pf. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. S. B. Dieck Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen.

Von der Gleichheit, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist nun fobien Nr. 3 des 36. Jahrgangs zugegangen. Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgebühren 55 Pf., unter Kreuzband 65 Pf., Jahresabonnement 2,60 Mk.

Almanach des Deutschen Solgarbeiter-Verbandes für das Jahr 1915. Taschenrechner für die Verwaltungen und Mitglieder des Verbandes. Im Auftrage des Verbandsvorstandes herausgegeben von Theodor Leipart. Schöngarten Jahrgang Berlin 1915. Verlagsanlaß des Deutschen Solgarbeiter-Verbandes G. m. b. H. Preis 1 Mk.

„Wachstener“, Nummernheft zum Krieg 1914. Herausgegeben vom wirtschaftlichen Verband bildender Künstler. Berlin, Preis 20 Pf. das Heft. Erhältlich ist Nr. 3. Inhalt: Martin Brandenburg: Die Lage; Erich Wittner: „Die Kriegs-Ente“; Otto Marcus: Sentimentale Enttäuschungen des französischen Generals; Hans: Welchen Aufruf in Deutschland; Michail-Gulm: Mitteilung von „Dolly Fronte“ über die Landung einer englisch-indischen Kamelreiterpatrouille; Fritz Breiß: Die „Schredensstat“ der Deutschen in Rußland.